

Was Pestalozzi auf dem Neuhof wollte

Autor(en): **Weber, Leo**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Brugger Neujaahrsblätter**

Band (Jahr): **75 (1965)**

PDF erstellt am: **14.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-900893>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Was Pestalozzi auf dem Neuhof wollte*

Im Frühling des Jahres 1771 bezog Pestalozzi den Neuhof, die Stätte also, auf der noch heute in seinem Geist gearbeitet und erzo-gen wird. Das sind nun bald 200 Jahre her: Eine kurze Zeit, wenn wir an die ganze Menschheitsgeschichte denken; ein recht ansehn-licher Zeitraum, wenn wir uns überlegen, wie sehr sich die Lebens-formen und -Gewohnheiten in diesen beiden Jahrhunderten geändert haben. Versuchen wir, uns kurz in jene Zeit und ihre Lebensgewohn-heiten zu versetzen. Da fällt uns vor allem auf, was es damals alles nicht gab. Die Lebensart war einfacher und schlichter als heute. Zunächst gab es keine Eisenbahnen und keine Automobile, die den Verkehr von Ort zu Ort heute so sehr erleichtern. Wollte man reisen, so mußte man die Postkutsche benutzen; von heute aus gesehen ein romantisches Fahrzeug, damals aber die einzige und ziemlich unbe-queme Reisemöglichkeit. Pestalozzi klagte oft darüber, daß die Fahrt zu seinen Freunden in Basel von Brugg aus über 12 Stunden brauche und ein öfteres Wiedersehen deshalb nicht möglich sei.

Noch langsamer ging der Warentransport vor sich. Da war man auf wöchentliche oder gar monatliche Pferdefuhren angewiesen, die ihre oft überladenen Karren über die Landstraßen und Jurapässe zogen. Glücklicherweise, wer an einem See oder schiffbaren Fluß wohnte, konnte er doch seine Ware auf dem Wasserweg in die Stadt fahren. Pestalozzi hatte denn auch ursprünglich Land am Zürichsee oder an der Limmat gesucht, damit ihm diese als bequeme Transportwege für seine ländlichen Erzeugnisse dienen könnten. Er habe dann weder Zugvieh noch Wagen nötig, bemerkte er einmal.

Es fehlte aber auch das Telephon, das uns heute so leicht und schnell mit unsern Bekannten und Freunden in Verbindung setzt.

* Vortrag, gehalten Samstag, den 29. August 1964 in der Kirche Birr anlässlich der Jubiläumsfeier zum 50jährigen Bestehen des Schweizerischen Pestalozziheims Neuhof-Birr. Abdruck mit Erlaubnis des Verfassers und der Redaktion aus der Schweizerischen Lehrerzeitung, Nr. 45, vom 6. November 1964.

Wollte man jemandem wichtige Vorhaben mitteilen, ihm Auskunft geben, eine Abmachung treffen oder auch nur einen Gruß schicken, so blieb nichts anderes übrig, als zur Feder zu greifen und zu schreiben. Das Briefeschreiben war denn auch eine gepflegte kulturelle Tätigkeit, die viel Zeit und Sorgfalt beanspruchte. Pestalozzi hat in den Jahren, da er auf dem Neuhof weilte, wahrscheinlich weit über 800 Briefe geschrieben, sind uns doch 759 überliefert. Gewiß hat diese Schreiberei Pestalozzi viel Mühe gemacht, aber wir sind heute froh um diese Briefe, lassen sie uns doch tief in sein Fühlen, Denken und Streben hineinblicken. Hätte er telefonieren können, so wüßten wir wahrscheinlich sehr wenig über diesen Zeitabschnitt seines Leben.

Es fehlten damals auch Radio und Fernsehen, die Illustrierten und die täglich im Haus erscheinende Zeitung. Wollte Pestalozzi wissen, was in der Welt vorging, so blieb ihm nichts anderes übrig, als sich auf ein Pferd zu schwingen, nach Brugg hinüber zu reiten, sich in eine Wirtschaft zu setzen und dort in den wenigen Wochenblättern zusammenzusuchen, was ihn interessierte. Das hat er denn auch hin und wieder getan, und fast regelmäßig am Sonnabend konnte man ihn im «Sternen» in Brugg die «Schaffhauser Zeitung» (die einzige, die es dort gab) lesen sehen.

Es gab weiter keine Ölheizung, kein elektrisches Licht, keine elektrischen oder Gasherde, keine Waschmaschinen — kurz, es fehlte völlig der uns heute so selbstverständlich gewordene technische Komfort, ohne den wir nicht mehr glauben leben zu können. Das Leben vor allem auf dem Lande — und der Neuhof lag damals noch sehr abseits auf dem Lande — war sehr einfach, schlicht, um nicht zu sagen primitiv.

Aber das alles hinderte Pestalozzi nicht, der Stadt Zürich, in der er aufgewachsen war und seine Bildung geholt hatte, den Rücken zu kehren und aufs Land hinauszuziehen. Im Gegenteil: Die stille Ruhe, das einfache ländliche Leben abseits der großen Heerstraße der Ehrgeizigen und Ruhmsüchtigen, das war es, was er in der Tiefe seines Herzens begehrte. Und damit haben wir schon eine erste Antwort auf unsere Frage, was denn Pestalozzi auf dem Neuhof suchte. Er schrieb schon drei Jahre vor seiner Ankunft auf dem Neuhof an den bekannten Stadtarzt Dr. C. Hirzel nach Zürich, wie sehr er sein Glück «in einem stillen zufriedenen Landleben, in einem angeneh-

men Beruff und in der Erfüllung häuslicher Tugenden suchen und finden werde». Und in einem Brief an Heinrich Füssli, einen ebenfalls bekannten Mann des damaligen Zürich (Obmann, Geschichtsschreiber, Staatsmann), schreibt er, er glaube einen Weg gefunden zu haben, «völlig unabhängig ein nützliches Mittglied der menschlichen Gesellschaft und ein glücklicher Vatter einer glücklichen Familien werden zu können».

Nun kann man aber nicht ein nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft werden, wenn man lediglich das stille und zufriedene Landleben genießen will. Man muß auch etwas dafür tun, sich roden und regen. Pestalozzi spricht ja dann auch von dem «angenehmen Beruff», den er hier auf dem Lande ausüben wolle. Nun, wir erraten es leicht, daß dieser Beruf nur der eines Landwirtes sein konnte. Und tatsächlich: Pestalozzi wollte hier auf dem Neuhof zunächst nichts anderes, als ein schlichter einfacher Bauersmann sein, der eine muster-gültige Landwirtschaft trieb und seiner Familie Nahrung, Kleidung, Obdach und ein einfaches natürliches Leben garantieren konnte.

Zu dieser Sache müssen wir nun allerdings noch einiges sagen. Denn es ist gar nicht so selbstverständlich, daß ein Zürcher, der in der Stadt als Sohn eines Arztes aufgewachsen war, die Stadtschulen besucht und am städtischen Leben eifrig teilgenommen hatte, eines Tages den Entschluß faßt, Bauer zu werden und auf das Land hinauszuziehen. Für diesen Entscheid Pestalozzis gibt es verschiedene Gründe, von denen wir nur zwei der wichtigsten erwähnen möchten.

Zunächst einmal lag der Drang zur Natur im Zuge der Entwicklung der damaligen Zeit. Wohl verfügte die Stadt damals über eine Reihe von Vorrechten; Bildung, Handel, Gewerbe konnte man nur in der Stadt erwerben oder ausüben, die Stadt bot auch Sicherheit im Krieg und regierte weitgehend das Land. Aber die Städter hatten nachgerade das Gefühl, in ihren Stadtmauern allzusehr von der lebendigen Natur abgeschnitten zu sein. Der Berner Gelehrte und Dichter Albrecht von Haller hatte in seinem Epos «Die Alpen» den Stadtbernern die Augen für die Schönheit der herrlichen Alpenwelt und für das gesunde, ungekünstelte und sittenreine Leben der Älpler in der freien Natur geöffnet. Der bekannte Philosoph und Erzieher Rousseau entfachte durch seine empfindsamen Naturschilderungen einen Sturm der Naturbegeisterung. In Zürich schilderte Salomon

Geßner in seinen Gedichten die idyllische Schönheit des Zürichsees und seiner Umgebung, so daß sich die Städter nach der freien und unverdorbenen Natur zu sehnen begannen. Dazu kam, daß man sich auf politischem Gebiet in der gärenden Zeit vor der Französischen Revolution auf die Geschichte des eigenen Volkes zu besinnen begann. Die alten Eidgenossen, die die Schweiz begründet hatten, wurden zum Vorbild und Ideal. Diese alten Eidgenossen waren aber eben keine Städter gewesen, sondern freie Bauern und Hirten. Und so begann man denn zur Zeit Pestalozzis, den Bauernstand zu entdecken. Man erkannte, daß der Landmann ein gesünderes und natürlicheres Leben führte als der Städter, daß er eine unverbildetere, ursprünglichere und ehrlichere Sprache redete und mit seiner Arbeit des Säens, Ackerns und Erntens der Natur und ihren Gesetzen näherstand als der im Kontor des Handelshauses oder im Büro der Verwaltung aufgewachsene Stadtmensch. Der Bauernhof erschien als ein Lebensganzes, als eine Stätte natürlichen Lebens. So wurde die ländliche Familie, der Bauernhof als Urzelle des Staates betrachtet. Vom Bauern und seiner Hände Arbeit hing es ab, ob der Staat gesund und reich, ob seine Bewohner glücklich waren. Der Landmann war nicht mehr der dumme Bauer, der Tölpel und Dummerjan, wie man ihn in den Darstellungen des 16. und 17. Jahrhunderts verspottet findet, sondern er wurde ein Ideal, ein Vorbild für das rechte und natürliche Leben des Menschen.

Dieser allgemeine Zug der Zeit mochte auch auf Pestalozzis Entschluß, Bauer zu werden, eingewirkt haben.

Aber auch in Pestalozzis Wesen selbst lag von jeher ein tiefes Sehnen nach einem einfachen, stillen Leben, in dem der Mensch zu seiner Ruhe und Innerlichkeit kommt. Schon erstaunlich früh hatte er erkannt, daß es im Leben nicht auf den äußeren Erfolg, nicht auf äußeren Ruhm, sondern auf die innere Haltung, auf die Seele des Menschen ankommt. Ihm ging es immer um das Eigentliche des menschlichen Wesens, nicht um äußeren Firlefanz. Er glaubte, dieses Eigentliche eben in der Stille und Ruhe einer friedlichen Landschaft und in der natürlichen, im Rhythmus der Natur sich vollziehenden Arbeit des Landmannes finden zu können. Von Mülligen aus, wo er vor dem Bezug des Neuhofs wohnte, schrieb er an seine Braut Anna Schultheß: «O Teure, hier ist Landleben, Einfalt, Einsamkeit, Stille.» Und in einem Brief an Stadtarzt Hirzel schreibt er: «Ich hätte nie-

mahl im Geräusch des Stattlebens meine Ruh, niemahl eine heitere zufriedene Stille in meiner Seele gefunden, aber nun besize ich dieses alles und vergesse des nichtigen, geräuschvollen Lermens.»

Das waren die wichtigsten Gründe, die Pestalozzi zum landwirtschaftlichen Beruf führten. Er hat diesen Beruf auch erlernt. Von September 1767 bis in den Mai 1768 weilte er bei einem der tüchtigsten und fortschrittlichsten Landwirte der damaligen Zeit, bei Rudolf Tschiffeli in Kirchberg bei Burgdorf. Dort hatte der Berner Patrizier ein verwahrlostes Herrengut billig erwerben können und dessen Wert durch kluge Bewirtschaftung bald um ein Mehrfaches gesteigert. Pestalozzi lernt bei Tschiffeli, wie man das Land durch Entsumpfen oder künstliches Bewässern verbessern kann, wie der Bauer auch im Sommer durch eine gute saubere Stallfütterung einen hohen Milchertrag erhält, wie man neben den üblichen Pflanzen, wie Kohl, Kabis, Rüben, auch edleres Gemüse zieht, Artischocken, Blumenkohl, Spargeln, wie man Obstsorten veredelt, Früchte und Gemüse in Erdlöchern überwintern kann, wie man die Felder mit verschiedenen Kornarten, Kartoffeln, Flachs, Krapp, Klee, Esparsette bepflanzt und daraus Gewinne zieht.

Gewiß, die Lehrzeit bei Tschiffeli war kurz, sicher zu kurz für einen Stadtbürger, der hier zum erstenmal gründlicher mit den Fragen der Landwirtschaft vertraut gemacht wurde. Aber andererseits hat Pestalozzi bei Tschiffeli viel gelernt, und die Meinung, die man oft in Büchern über Pestalozzi lesen kann, daß er für diesen Beruf untauglich gewesen sei, ist falsch.

Pestalozzi hat schon von Kirchberg aus in Briefen an seine Braut den Ertrag seiner zukünftigen Landwirtschaft auf Heller und Pfennig ausgerechnet, eine Berechnung, die von Tschiffeli geprüft und richtig befunden worden war. Er will sich vor allem auf die Zucht der feinen Gartengewächse verlegen, die in Zürich so sehr geschätzt sind: Artischocken, Blumenkohl, Spargeln. Er rechnet aus, daß er 8000 Stück Blumenkohl auf eine Jucharte Land pflanzen kann, und kalkuliert aufs genaueste den eigenen Abtrag und den Gewinn. Er will Gemüse und Obst den Winter über in Erdgruben aufbewahren und dann im Frühling in der Stadt mit doppeltem Gewinn verkaufen. Mit anderen Worten, er tut genau das, was heute die Migros und der Lebensmittelverein und andere Großunternehmen der Lebensmittelbranche ebenfalls tun, und wir wissen, nicht ohne Gewinn.

Schon drei Jahre bevor er nach dem Neuhof übersiedelt, hat er von Mülligen aus die ganze Gegend durchstreift, hat den Boden der schlecht bebauten Felder, die oft nur zum Weidgang des Viehs benutzt wurden, untersucht. Er sticht mit seinem Stock durch die Humusschicht, um ihre Dichte zu prüfen, sucht nach Mergeladern, plant Entsumpfung und Bewässerung des Bodens, überlegt, wo er Korn, wo Gemüse, wo Klee, Krapp oder Esparsette zu pflanzen hat.

Er tritt mit einem Bankhaus Schultheß in Verbindung, um seine Versuche im großen durchführen zu können. Er kauft das vernachlässigte Land zu billigem Preise, rundet seinen Besitz mehr und mehr ab und besitzt schließlich einen zusammenhängenden Landwirtschaftsbetrieb von 90 bis 100 Jucharten. Das ist viel Land, wohl zu viel für einen Anfänger, der zwar recht gut planen und kalkulieren kann, der aber sozusagen keine Erfahrung auf diesem Gebiete besitzt.

Er hat bald festgestellt, daß sich sein Land mit der schweren Erde ausgezeichnet für die Anpflanzung von Esparsette eignet. Er rodet die Felder und Weiden, entsumpft das Land durch Gräben und Dolen und kann schon im ersten Jahr 17 Jucharten seines Landes mit Esparsette besäen. Im Frühling, da er von Mülligen auf den Neuhof zieht, hat er bereits 30 Jucharten Land mit diesem Futterkraut angesät und darf mit einer schönen Ernte rechnen. Auf dem besseren Boden seines Besitzes macht er Versuche mit holländischem Klee, düngt den Boden mit «zwei Fäßli Gips», und auf den ebenliegenden besten Äckern hat er 5 Jucharten mit Wintergerste besät. Er bearbeitet seinen Boden fachgerecht und mit den besten Geräten. So hat er auch eine jener modernen Eggen angeschafft, die er bei Tschiffeli kennengelernt hatte. Sie waren zum Teil aus Holz, zum Teil aus Eisen gearbeitet, damit sie einerseits eine größere Widerstandskraft als die Holzeggen hatten und andererseits doch nicht so tief ins Erdreich eindringen und alle Wurzeln zerrissen wie die eisernen Eggen.

Kurz und gut, wir können aus dem allem ersehen, daß Pestalozzi durchaus sachgerecht und fachmännisch vorging auf seinem Bauernbetrieb. Am Anfang konnte er denn auch auf schöne Ernteerfolge hinweisen. Er fand auch Anerkennung. Sein Erfolg soll sogar den Neid der benachbarten Bauern erregt haben, und noch im Jahr 1774 hat Dr. Hirzel von Zürich der Helvetischen Gesellschaft berichtet: «Herr Pestaluzen Landöconomie wird von allen Kennern gerühmt, und glaubt man, daß er seinen Zweck unfehlbar erreichen wird.»

Und doch müssen wir feststellen: Pestalozzi ist auf dem Neuhof als Bauer gescheitert. Er konnte seinen Plan, auf dem Neuhof ein Mustergut zu leiten, um den andern Bauern dabei mit seinem Vorbild zu helfen, nicht verwirklichen.

Wie ist es denn zu dieser Katastrophe gekommen? Eine Reihe von Ursachen haben da mitgespielt. Pestalozzi fehlte es nicht an fachlichen Kenntnissen. Darin war er sogar den meisten der damaligen Bauern überlegen. Es fehlte ihm auch nicht an gutem Willen oder an Arbeitskraft. Er schuftete oft von morgens bis abends. Was ihm fehlte, war die Erfahrung im bäuerlichen Alltag. All die kleinen Alltagsvorbereitungen, die ein Bauer schon von seiner Jugend an als etwas Selbstverständliches kennt, all die einzelnen Details, die genaue Arbeitseinteilung, die Arbeitsverteilung an Knechte und Mägde, ihre Beaufsichtigung, die Organisation der Arbeit, so daß das eine dem andern in die Hand spielt — all das zu bewältigen, dazu fehlte ihm die aus reicher Erfahrung stammende überlegene Ruhe, der kritische Blick, die nüchterne Betrachtung der Dinge. Er ist ein großer Organisator des Geistes, aber in der Bewältigung der Alltagspraxis unterlaufen ihm immer wieder kleine Fehler, die in ihrer Häufung den Arbeitsgang hemmen. Und sicher war er auch in vielem ein zu guter und zu nachsichtiger Arbeitgeber. Zum zweiten hatte er viel zu groß angefangen, so daß ihm die Sache über den Kopf wuchs und er den Überblick verlor.

Und zum dritten arbeitete er fast ausschließlich mit fremdem Geld. Das war nicht gefährlich, solange alles gut ging. Aber es brauchte nur eine Mißernte, ein Fehljahr einzutreten, und dann war das Unglück da. Der wichtigste Geldgeber, Bankier Schultheß, hat denn auch, durch die üblen Aussagen zweier Knechte mißtrauisch gemacht, sein Geld viel zu früh zurückgezogen und dadurch den Ruin des Unternehmens herbeigeführt. Dazu kamen äußere unglückliche Schicksalsschläge. Er hatte Mißhelligkeiten mit den Bauern wegen Weg- und Weidrechten, die Krappkulturen waren abgestorben, Hagel hatte einen Teil der Ernte zerstört. All das führte zum Untergang seines Unternehmens. Schließlich hatte er eine Schuldenlast von gegen 15 000 Gulden. Sein Hauptgläubiger zog sich mit Verlust zurück, andere Gläubiger mußten mit Hilfe des Erbgutes seiner Gattin befriedigt werden. Auch seine Mutter half, soviel sie konnte. Schließlich wurde ein Abkommen getroffen und die Sache geregelt. Im Jahre

1775 mußte Pestalozzi gestehen: «Der Traum meines Lebens, die Hoffnung eines großen, segensvollen Wirkungskreises um mich her, das in einem ruhigen, stillen, häuslichen Kreis seinen Mittelpunkt finden sollte, war nun völlig dahin.»

Zu diesem Scheitern müssen wir zur Ehrenrettung Pestalozzis immerhin noch sagen, daß auch andere tüchtige Landwirte damals durch Mißernten, Dürre, Hagel in größte Schwierigkeiten kamen. Pestalozzis Lehrvater Tschiffeli konnte z. B. den völligen Ruin seines Gutes nur durch einen Glücksfall verhindern: Er gewann in einer Lotterie das große Los, das ihm eine schöne Jahresrente einbrachte.

Sollen wir nun bedauern, daß Pestalozzi sein Ziel, Musterbauer auf dem Neuhof zu werden, nicht erreicht hat? Aufs Ganze gesehen, sicher nein. Wir stünden heute kaum hier, wenn er einfach Musterbauer, den andern zum Vorbild, geworden wäre.

Es ist noch etwas anderes, Tieferes, das Pestalozzi auf dem Neuhof verwirklichen wollte, etwas, das stärker an unser Herz greift. Schon seinen Bauernberuf hatte er ja nicht nur um der eigenen Selbsterhaltung willen erlernt. Er hatte geglaubt, ein Mustergut einrichten zu können, um so den Bauern ein Vorbild zu geben und um ihnen zu helfen, ähnlich wie es sein Lehrvater Tschiffeli getan hatte. Schon hier dringt etwas anderes, Neues durch: Der Helferwille im Dienste des Nächsten. In einem seiner Briefe schreibt er lange vor dem Neuhof-Unternehmen: «Glücklich wäre ich einst, wenn mein Vorhaben gelingt, eine Grube zu öffnen und der Armut zu helfen.»

Nachdem Pestalozzi seine Landwirtschaft weitgehend hatte aufgeben müssen, ließ er, im Auftrage seiner Schwäger Schultheß, Baumwolle spinnen und weben. Er mußte die unverarbeitete Ware in die Dörfer bringen und die Fertigware dort auch wieder holen. Dadurch kam er mit den armen Leuten der Gegend in enge Berührung, lernte ihre Notdurft, ja ihr Elend kennen, und mehr und mehr reifte in ihm der Gedanke, der schon lange in seinem Innern verborgen geglüht hatte: den Armen zu helfen. Und da er das mit seinem Bauerngut nicht konnte, faßte er den Plan, die Kinder der Armen, die sich durch Betteln ernähren mußten, zu sammeln, zu pflegen und zu erziehen.

«Ich sehe in einer armen Gegend das Elend der bey den Bauern von den Gemeinden verdungenen Kinder; ich sah, wie erdrückende Härte des Eigennutzes diese Kinder fast alle durchgehend an Leib

und Seele, fast dürfte ich sagen, zugrunde richtet; wie viele, ohne Muth und Leben, serbend, zu keiner Menschlichkeit, zu keinen Kräften, sich selbst und dem Vaterland emporwachsen können. Ich hielt die Lage meiner Gütter . . . für schicklich, auf denselben einige Versuche in dieser meiner Herzensangelegenheit zu machen . . .»

Und nun erst beginnt Pestalozzi seine eigentliche Arbeit auf dem Neuhof: Er wird Erzieher der Armen. Leiter einer Armenanstalt. Was will er eigentlich damit, was schwebt ihm vor?

Die damalige Zeit befand sich — wie die heutige — in einem Umbruch. Neben der Landwirtschaft hatte sich die Industrie, vor allem Textilindustrie, Webereien, Spinnereien, entwickelt und mit ihr die sogenannte Heimindustrie. Manch armes Bäuerlein griff nun nach dieser neuen Erwerbsquelle, und so kam es denn, daß in Kleinbauernfamilien die Kinder von frühestem Alter an zu dieser Arbeit herbeigezogen wurden. Gewiß, das brachte mehr Geld ins Haus. Aber mit dem größeren Lohn steigerten sich auch die Bedürfnisse: Die Menschen wurden anmaßend. Und wie das so geht — wir wissen es heute ja besonders gut und haben Beispiele dafür —, das ungewohnt viele Geld macht die Menschen, und vor allem die Jugend, vielbräuchig. Man glaubte, sich alles leisten zu können und leisten zu müssen. Die Sitten zerfielen, es gab viel Strolch- und Bettelvolk, das anmaßend und frech war.

Pestalozzi erkannte als einer der ersten im Lande die Notwendigkeit, die Armen im Lande zu erziehen und auf das neue Leben vorzubereiten. Die junge Generation wuchs nicht mehr in der strengen Zucht, im festen Rhythmus des Landlebens auf. Sie genoß nicht mehr die Vorzüge des «natürlichen Broterwerbs», sondern konnte ihr Leben nur durch «künstlichen Broterwerb», eben weitgehend durch Heimarbeit, erhalten. Pestalozzi sah bald, daß die neue Art, durch Industriearbeit Geld zu verdienen, eine stärkere, ausgeprägtere Erziehung und Bildung forderte. Die Erziehung des Armen muß den neuen Umständen und Lebensverhältnissen angepaßt werden, soll nicht seine Menschlichkeit, seine Menschenwürde in der neuen industriellen Lebens- und Arbeitsform untergehen. Deshalb hat er als einer der ganz wenigen, die weit in die Zukunft zu blicken vermochten, begonnen, die Kinder der Armen zu sammeln, sie mit der Industriearbeit bekanntzumachen und sie auf das Industrieleben vorzubereiten. Er steht dabei in einem gewissen Gegensatz zu den Berner

Patriziern, die immer noch glaubten, daß alle Armenerziehung ausschließlich Erziehung zur Landwirtschaft sein müsse, und die sich von der Erziehung zur Industriearbeit nichts versprachen. Pestalozzi hat weiter gesehen. Er weiß, daß das Rad der Geschichte nicht zurückgedreht werden kann, d. h. daß die Industriearbeit in Zukunft wohl das Los der meisten arbeitenden Menschen sein wird.

Daß die Kinder schon von frühem Alter an mithelfen müssen, das war für ihn kein Problem. Er weiß, daß Arbeit gesund ist, und mutet, den Ansichten seiner Zeit gemäß, auch Kindern schon ein tüchtiges Arbeitspensum zu. Aber: Sie müssen für diese Arbeit erzogen werden, und die Arbeit muß so bemessen sein, daß ihre Menschlichkeit nicht zugrunde geht und ihre menschliche Würde nicht tangiert wird. Sie dürfen nicht körperlich und seelisch verkommen, nicht nur im Dienste der Industrie ein Rad treiben und dabei in ihrem Wesen verkümmern und verlottern. Das heißt, Pestalozzi wollte seine Bettelkinder nicht nur zu tüchtigen Erwerbsleuten machen, sondern auch ihre übrigen Kräfte, vor allem ihre sittliche und religiöse Kraft, entfalten. Nicht einseitige Erwerbskrüppel, sondern ganze Menschen sind sein Ziel.

So beginnt er Ende 1773 auf seinem Neuhof die Armenkinder zu sammeln und einen eigenen industriellen Betrieb einzurichten. Alles schien sich gut anzulassen. Er hatte ein großes Haus; das Landgut gab billige Lebensmittel, die Kinder als Arbeitskräfte waren in Hülle und Fülle vorhanden. Er wollte arme, zum Teil gebrechliche und verwahrloste Kinder kostenlos bei sich aufnehmen und sie lehren, später durch eigene Arbeit ihren Unterhalt zu verdienen. Er lehrte sie Spinnen und später auch Weben. Als Baumwollspinner und Tuchweber konnten sie später so viel verdienen, daß ihnen ein kleines, aber genügendes Auskommen gesichert war. Er will also den Armenkindern nicht helfen durch Almosengeben, durch Geschenke, mit Geld, sondern er will sie reif machen für die Selbsthilfe. Um nicht ganz von der Industrie abhängig zu sein und sich später noch besser selber versorgen zu können, lehrte er die Knaben Garten- und Feldbau, die Mädchen Handarbeit und Kochen. Das sind die sogenannten «Freudenarbeiten», die er zur Erholung oder am Feierabend betreibt. Schließlich will er sie aber auch schulen und bilden. Während sie spinnen und weben, gibt er ihnen Unterricht in Lesen und Rechnen und behandelt mit ihnen den Katechismus.

So will er zwei Dinge miteinander verbinden: Arbeiten und Lernen, Arbeit und Erziehung. Er macht dabei die Erfahrung, daß die Kinder durch anhaltende, ununterbrochene Arbeit, bei der auch die seelisch-geistigen Bedürfnisse nicht vernachlässigt werden, aus tiefstem Elend in den Zustand echter Menschlichkeit emporgehoben werden können. Das ist sein großes Erlebnis auf dem Neuhof: «O unbeschreibliche Wonne, Jünglinge und Mädchen, die elend waren, wachsen und blühen, Ruhe, Zufriedenheit auf ihrem Antlitz zu sehen, ihre Hände zum Fleiß zu bilden und ihr Herz zum Schöpfer zu erheben . . . den Menschen in so verschiedenen Gestalten und Gaben aufwachsen zu sehen und dann vielleicht etwa, wo es nirgends erwartete, im elenden, verlassenen Sohn des ärmsten Tagelöhners Größe und Genie zu finden und zu retten.» In diesen Worten äußert sich Pestalozzis Glaube an den Menschen, an jeden Menschen. Auch im letzten verwahrlosten Kind lebt noch etwas Heiliges, Göttliches, das zu finden und zu entfalten des Erziehers höchste Pflicht ist. Aber er weiß auch, daß das nur geschehen kann durch Arbeit und Zucht. Er ist nicht ein erzieherischer Träumer und Schwärmer, sondern sieht die Lage der Armenkinder mit aller Klarheit. Deshalb verlangt er, daß die Kinder an eine ununterbrochene, überlegte, mit Ordnung geleitete, feste Tagesarbeit gewöhnt werden. Er erzieht sie zur äußersten Sparsamkeit, gewöhnt sie an einfache und wohlfeile Speisen, an den sparsamen Gebrauch von Holz und Salz, Licht, Butter — kurz, er erzieht sie zu all jenen Einschränkungen, die für den Armen notwendige Bedingung seines Lebens sind. Neben Sparsamkeit, Ordnung und streng geregelter Tätigkeit sucht er aber auch die seelische Seite des Kindes zu entwickeln. «Friedliche, ruhige Freude bei der Arbeit, Munterkeit im Genuß der Bedürfnisse und in der Erfüllung der Pflichten des Lebens», ein fröhliches, heiteres Arbeitsklima, das will er erzeugen. Bei aller Arbeit soll deshalb die Freude nicht zu kurz kommen. Er turnt und spielt mit den Kindern und hält Stunden der Besinnung und des In sich gehens, wo er mit ihnen zusammen die alltäglichen Vorfälle bespricht und bedenkt. Dabei geht es ihm nicht um Unterricht und Worte, sondern es soll «theilnehmender Unterricht des Hausvaters, Ergreifung der immer vorkommenden Gelegenheiten, an denen ich mit ihnen und sie mit mir Antheil nehmen, seyn».

Er will das arme Kind zu einem selbständigen, reifen Menschen erziehen, der seine Arbeit mit Freuden tut, der sein Leben sinnvoll

zu gestalten weiß und bei aller Genügsamkeit und Sparsamkeit doch immer noch bereit ist, mit einem noch ärmeren zu teilen. Deshalb soll das arme Kind nicht Wohltätigkeit, Almosen, empfangen, sondern arbeiten lernen.

Die Armenanstalt Pestalozzis entwickelt sich rasch zu einem Betrieb, der an die 50 Menschen umfaßte. Er beschäftigte darin mehrere Spinner- und Webermeister, Knechte und Mägde. Dazu gegen 40 Kinder von verschiedensten Anlagen und Kräften im Alter von 4 bis 18 Jahren. Einige halfen kräftig mit und machten rasche Fortschritte, wieder andere waren durch ihr bisheriges Lotterleben ganz verwahrlost. Pestalozzi nimmt sich ihrer aller mit derselben Liebe an. Von einem 8 Jahre alten Mädchen, Maria Bächli, das von «äußerstem Grad blödsinnig» war, sagt er der ganzen Menschheit, daß dieses Kind, das unter den normalen Umständen im Tollhaus geendet hätte, durch liebevolle Leitung vom Elend eines Lebens hinter Gittern bewahrt und zum Genuß eines freien und selbständigen Lebens habe geführt werden können.

Sie alle, die da auf dem Neuhof zusammen waren, bildeten weder eine Fabrik noch eine Schule. Es war eine große Familie, Pestalozzi der Hausvater, seine Frau die Hausmutter. Die Fortschritte seiner Kinder in der Arbeitsamkeit, im Lernen, aber auch in Sittlichkeit und Frömmigkeit bereiteten ihm unendliche Freude. Er wußte, daß er sein Ziel aber nur erreichen konnte im festen Glauben an Gott als den Vater aller. Immer wieder hat er seine ihm anvertrauten Kinder zu Gottesfurcht und Liebe erzogen, sie zu wahren Kindern Gottes emporgebildet.

Aber auch in diesem Unternehmen, das ihm so sehr am Herzen lag, entstanden Schwierigkeiten. Er mußte erkennen, daß sich der ständig wachsende Betrieb nicht selbst erhalten konnte, wie er ursprünglich geglaubt hatte. Er rief deshalb «Menschenfreunde und Gönner» zur Hilfe und zur Unterstützung auf. Er erhielt einige Gelder, nicht allzuviel und ziemlich unregelmäßig. In normalen Jahren hätten sie genügt, aber innere und äußere Schwierigkeiten machten ihm immer größere Sorgen. Innere Schwierigkeiten: Nicht alle Kinder gerieten gut. Einige waren des Bettelns und des Müßiggangs so gewöhnt, daß sie davon nicht lassen konnten. Pestalozzi mußte strafen; oft liefen die Kinder dann einfach weg. Schlimmer waren die Eltern. Ihre Undankbarkeit und Bosheit bereiteten ihm schwere Stun-

den. Am Sonntag wimmelte die Anstalt von Müttern, die herbeigelaufen kamen, um ihre Kinder, die zu Hause müßig herumgelungert hatten, zu bedauern. «O du armes Kind, mußt du jetzo den ganzen Tag so arbeiten? Hast du auch zu essen? Ist es auch gut gekocht? Wolltest nicht lieber wieder heim?» Natürlich wurden dann die Kinder störrisch, erinnerten sich an ihr Faulenzerleben zu Hause und arbeiteten schlecht. Häufig kam es auch vor, daß die Eltern, die von Pestalozzi mit neuen Kleidern ausgestaffierten Kinder, wenn sie endlich etwas gelernt hatten, einfach wieder heimholten. Pestalozzi war dagegen weitgehend machtlos, da ihn keine Behörde gegen solchen Unfug schützte.

Dazu kamen äußere widrige Umstände. Mißwuchs in den siebziger Jahren, ein zweimaliger Hagelschlag im selben Sommer, der die ganze Ernte vernichtete, dazu eine lange und gefährliche Erkrankung seiner Frau. Das alles überstieg die Kräfte eines einzelnen Mannes. Pestalozzi mußte schweren Herzens nach fünfjährigem Bestehen die Anstalt auflösen. Wohl blieben noch einige Waisen, die keine Unterkunft finden konnten, aber die Sache im großen konnte er nicht weiterführen. Dieser Schlag erschütterte ihn stärker als die Aufgabe des Bauerngutes, denn hier ging es ihm um seine innerste Herzensangelegenheit, die ihn sein ganzes Leben nicht mehr losließ: die Erziehung der Armen.

Und doch hat uns Pestalozzi aus dem äußeren Zusammenbruch ein geistiges Testament hinterlassen, das für alle Zeiten gültig ist: seine Gedanken über Armut und Reichtum im Leben des Menschen. Darüber seien zum Schluß und zu unserer Besinnung noch einige Worte gesagt.

Pestalozzi hatte wie kein anderer Denker vor und nach ihm das Wesen der Armut gekannt und erkannt. Er schrieb einmal: «Ich erforsche, was Armut sei, und sehe bald, daß vielleicht kein Gegenstand in der Welt von so ungleichen Gesichtspunkten aus betrachtet wird als das Wort Armut. Die ganze Welt bewegt sich, um nicht arm zu sein und ist arm.» Mit diesem letzten Satz behauptet Pestalozzi nichts anderes als die Armut des Menschen. Alle Menschen sind in ihrem Wesen arm. Was soll das heißen? Kann das im Ernst seine Meinung sein, will er wirklich den Unterschied von arm und reich, um den sich das Streben des Menschen dreht, einfach verwischen?

Pestalozzi hatte die Armut am eigenen Leibe erlebt. Er kennt jene schärfste Form der äußeren Armut, jenen Zustand, wo es dem Menschen am Allerletzten gebricht, wo er jeden Tag um sein bißchen Brot bangen und kämpfen muß, um nicht zugrunde zu gehen. In diesem Zustand der äußersten Armut lebt der Mensch nicht mehr eigentlich als Mensch, er fristet nur sein Dasein, er vegetiert. Er muß von morgens bis abends um seine Nahrung kämpfen und findet so keine Kraft für die Entwicklung seiner sittlichen und religiösen Anlagen. Er lebt menschenunwürdig. Er geht als Mensch zugrunde. Pestalozzi nennt diesen Zustand «Elend» und sagt: «Im Sumpf des Elends wird der Mensch kein Mensch.» Das Elend macht aus dem Menschen ein Tier. Den Menschen aus dem Sumpfe dieses Elends herauszuholen, ihn vor dem Versinken in diesen Sumpf zu bewahren, das ist höchste und heiligste Pflicht all jener Menschen, denen es besser geht und die stärker sind und also helfen können. Wir sind diese Hilfe, wie Pestalozzi sagt, «dem Ebenbild Gottes im Menschen, unsern Brüdern schuldig». Diese erste Hilfe zu leisten und die Kinder der verwahrlosten Armut zu entreißen, das war sein tiefer und starker Wille auf dem Neuhof.

Von dieser äußersten, bittersten Not unterscheidet nun Pestalozzi aber eine Armut, die erträglich und deshalb auch zumutbar ist. Wir würden sie heute etwa als karges Auskommen bezeichnen. Sie ist nicht «Elend». Es besteht eine genügend materielle Grundlage, auch wenn diese schmal ist. Es handelt sich einfach um eine bescheidenere und schlichtere Lebensführung. Diese Armut geht durchaus in Ordnung. In ihr kann der Mensch zur ganzen Größe seines Menschseins heranwachsen. Ja Pestalozzi glaubt, daß Armut und Not den Menschen zwingen, alle seine Kräfte anzuspannen und zu entwickeln, daß Armut und Not den Menschen tiefer in das Wesen des Mitmenschen und auch in die wesentlichen Verhältnisse der Dinge hineinblicken lassen, als dies dem reichen Müßiggänger möglich ist. Armut kann dem Menschen zur inneren Veredelung helfen, sein Herz weiten und gutmachen. Deshalb sagt er einmal: «Man muß in Gottes Namen die reine Höhe des menschlichen Herzens beim armen Verlassenen und Elenden suchen.» Für Pestalozzi gibt es also eine Armut, «die zur Emporbildung der menschlichen Kräfte und zur Grundlage seines Glücks und seiner inneren Größe dient». Deshalb will Pestalozzi seine armen Kinder nicht äußerlich reich machen, mit

weltlichen Gütern beschenken. In einem solchen Versuch sähe er nur eine unglückliche Verwöhnung. Deshalb auch sein hart erscheinender Satz, der Arme muß zur Armut erzogen werden, womit er nur sagen will, daß man die Armenkinder lehren müsse, mitten in der Armut ihr inneres Menschentum zu entwickeln und in aller Ärmlichkeit glücklich und zufrieden sein Leben zu gestalten. Pestalozzi wußte noch mit einer erstaunlichen Sicherheit um die Heiligkeit der Armut, wie sie das Christentum gelehrt und in seinen größten Gestalten auch gelebt hat.

Von dieser Sicht aus erhält die Armut eine innere Würde. Sie birgt wie kaum ein anderer menschlicher Zustand die Möglichkeit reiner menschlicher Wesenserfüllung in sich. Deshalb sagt Pestalozzi auch von den Armen: «Aber wer sein Weniges mit Ruhe und Friede genießt, ist allenthalben und unter allen Umständen reich.»

Mit diesem Ausspruch Pestalozzis verlassen wir allerdings den Bereich der äußeren Armut. Denn hier behauptet Pestalozzi nichts Geringeres als: Der Arme ist im Grunde genommen reich. Wie ist dieser Widerspruch zu lösen?

Pestalozzi kennt nicht nur die Form der Armut, die unsere äußere, vitale Existenz, unsern Leib, mit Vernichtung bedroht, sondern er kennt noch eine zweite Art der Armut: die, die an Seele und Geist des Menschen geht, die ihn in seiner Innerlichkeit, in seinem eigentlichen Menschsein mit Tod und Vernichtung bedroht. Diese innere Armut ist auf den ersten Blick oft gar nicht sichtbar. Ein mit irdischen Gütern gesegneter, in Geldreichtum schwimmender Mensch kann innerlich völlig ausgehöhlt und verarmt sein. Diese innere Armut kann sich also häufig hinter Wohlstand, Reichtum, äußerem Ansehen verbergen. Sie ist weniger auffällig, deshalb versteckter und oft getarnt. Sie erscheint als Gefühl der Leere, der Isolierung, auch der Verzweiflung. Sie kann aufbrechen in der Angst, auch in der Langeweile, in der Lebensöde, im Ekel am Dasein. Wenn uns das Leben mit seinen Mühen und Plagen verleidet ist, wenn wir keinen Sinn mehr erleben können, dann ist unser Leben leer und arm. Armut ist dann ein Mangel, ein Notstand. Wir stehen nicht äußerlich, aber innerlich mit unserem leergewordenen Wesen dem Nichts gegenüber. Wir befinden uns in einem Mangel- und Notzustand und sind deshalb hilfsbedürftig, auf Hilfe der anderen angewiesen.

Pestalozzi hat diese innere Form der Armut sehr deutlich gesehen und fragt nun nach der Hilfe, die dem Menschen in seinem Not-

stand dienen kann. Auf die Frage, worin der Beistand zur inneren seelischen Armut des Menschen besteht, antwortet Pestalozzi: «In der Liebe, einzig und allein in der Liebe.»

Unter dieser Liebe versteht Pestalozzi nicht so sehr ein momentanes Gefühl der Sympathie, sondern eine innere Haltung dem Nächsten gegenüber, also: Verstehen, Rücksicht, Güte als Wohlwollen, Barmherzigkeit, schlichte Zuneigung zum andern Menschen, Anteilnahme an seinen Mühen und Nöten, liebevolle Hilfe, wo sie nötig. In dieser Liebe verzichtet der Mensch auf die selbstischen Ansprüche seines eigenen Ichs. Sie gilt schlechthin dem in Not geratenen Menschen.

Was uns Pestalozzi sagen will, ist das: Der innerlich verarmte und leere Mensch sehnt sich nach einem Menschen, der ihn liebt. Der innerlich arme Mensch möchte nichts anderes als einen Menschen kennen, der ihn gern hat. Denn von dieser Liebe geht jene verwandelnde, erneuernde und erlösende Kraft aus, welche jede Not des Menschen umfängt und auffängt. An der Macht dieser helfenden Liebe zerspringt die Macht der Armut. Liebe ist deshalb immer Reichtum.

Diese pestalozzische Liebe ist allerdings nicht eine schwärmerische, schweifende Liebe, sondern sie ist kraftvoll-tätig. «Die Liebe besteht nicht in Einbildung und Worten, sondern in der Kraft des Menschen, die Last der Erde zu tragen, ihr Elend zu mildern und ihren Jammer zu heben.» Solche tatkräftige Liebe macht den Menschen glücklich, gibt ihm innere Ruhe und stellt ihn in die Nähe des Heils. Sie schafft die rechte Ordnung unter den Menschen. «Der Gott der Liebe hat die Liebe an die Ordnung der Welt gebunden, und wer für das, was er in der Welt sein soll, nicht in Ordnung ist, der ist auch für die Liebe Gottes und des Nächsten . . . nicht in Ordnung.»

Was der Mensch zu seinem Reichtum vor allem nötig hat, ist, kurz gesagt, ein gutes, hilfsreiches Herz. Denn, so sagt Pestalozzi: «Wenn bei einem Menschen das Herz einmal hart ist, so ist's aus; was er auch sonst Gutes hat, man kann nicht mehr auf ihn zählen.» Im eigentlichen und tiefsten Sinne arm ist deshalb der Mensch, der sich gegen die Liebe absperrt, von ihr nichts wissen will. Er isoliert sich, sucht immer und überall nur sich selbst, er ist selbst-süchtig. So ergibt sich für Pestalozzi, daß nicht jener Mensch unheilbar arm ist, der keine äußeren Güter hat, oder der, der nicht geliebt wird — wenn

das auch eine recht bittere Erfahrung ist —, sondern jener Mensch ist der Ärmste unter den Armen, der den andern Menschen nicht lieben kann. Der liebeleere Mensch ist der eigentlich Arme. Er ist gewissermaßen schon hier, in diesem Leben tot.

In diesem Zustand innerer Verhärtung waren die meisten Kinder, die Pestalozzi von der Straße aufnahm und in sein Heim auf dem Neuhof zu sich nahm: mißtrauisch, argwöhnisch, des Bettelns und des Müßiggangs gewohnt. Sie waren eher bereit, ihren Mitmenschen etwas zu stehlen als ihnen etwas zu schenken. Sie hatten nie echte Liebe empfangen und konnten deshalb auch keine geben. Sie waren in sich selber verhärtet, der Menschheit verloren.

Sie alle nimmt Pestalozzi auf, um ihr Herz wieder in Ordnung zu bringen. Denn, so sagt er: «Bei Reichen und Armen muß das Herz in Ordnung sein, wenn sie glücklich sein sollen.» Er will sie aus ihrer Armut, ihrem Elend herausreißen, auf eine zwiefache Art: Einmal sollen sie etwas Tüchtiges lernen, damit sie später sich selbst erhalten können, nicht ins Elend versinken und einmal vielleicht soweit kommen, die Not anderer lindern zu helfen. Und zum andern will er ihnen seine ganze Liebe schenken, um in ihnen selbst die helfende Liebe zu wecken. So führt er sie von der Armut zum Reichtum, aus der Nähe des Unheils in die Nachbarschaft des Heils. Denn: «Gott ist nahe, wo die Menschen einander Liebe zeigen.» Diese Liebe aber, diese heilende, reichmachende Gabe, hat er seinen armen Kindern in reichstem Maße geschenkt. Er weiß, daß «mit dem Herzen allein das Herz geleitet» wird.

Das ist es, was Pestalozzi im tiefsten seines Wesens auf dem Neuhof gewollt hat: Glaube und Liebe im Kind erzeugen, auf daß es von der liebeleeren Armut zum liebenden Reichtum seines Herzens komme.

So bleibt Pestalozzi, wie es die Grabinschrift drüben am Schulhaus sagt, «Retter der Armen auf dem Neuhof».

Leo Weber

Literatur

Ganz Hans: Pestalozzi. Zürich 1946.

Guyer Walter: Pestalozzi. Eine Selbstschau. Zürich 1946.

Silber Käte: Pestalozzi. Heidelberg 1957.

Wahlen Hermann: H. Pestalozzi und Joh. Rud. Tschiffeli. Bern. o. J.

Weber Leo: Das pädagogische Anliegen Pestalozzis, in: Vom Geist abendländischer Erziehung. Zürich 1961.